

HEFTE AUS TAIZÉ
24

Frère John

Unerschütterlicher
Glaube

Papst Benedikt XVI. hat zum fünfzigsten Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils ein „Jahr des Glaubens“ ausgerufen. Da bietet es sich besonders an, unser Verständnis dieses Begriffs zu vertiefen, der für unser Leben als Christen von so zentraler Bedeutung ist.

Wie viele andere theologische Begriffe auch, hat „Glaube“ verschiedene Bedeutungen: Zunächst einmal unterscheidet man im Allgemeinen zwischen den Inhalten unseres Glaubens (*fides quae creditur*) und dem Glauben als Werk, also dem Glaubensakt (*fides qua creditur*). Die Reformatoren im 16. Jahrhundert haben diesem Glaubensakt eine zentrale Rolle eingeräumt: „Glaube ist ein göttliches Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und den alten Adam tötet, aus uns ganz andere Menschen in Herz, Gemüt, Sinn und allen Kräften macht und den heiligen Geist mit sich bringt.“ (Martin Luther, *Römerbrief, Vorrede*).

Auf ähnliche Weise hat die Tradition der katholischen Theologie, mit Blick auf diesen Glaubensakt, Glaube, Hoffnung und Liebe als die drei göttlichen Tugenden benannt. Mit anderen Worten: Sie sind Geschenke Gottes, die „den menschlichen Fähigkeiten die Teilnahme an der göttlichen Natur ermöglichen... Sie befähigen den Christen, in Verbindung mit der heiligsten Dreifaltigkeit zu leben. Sie haben den einen, dreieinigen Gott zum Ursprung, zum Beweggrund und zum Gegenstand“ (*Katechismus der Katholischen Kirche*, § 1812).

Bei der Liebe ist das nicht schwer zu verstehen. Der Kern der Frohen Botschaft im Christentum ist: „Gott hat uns zuerst geliebt“ (vgl. 1 Joh 4,10). Als wir noch in uns selbst gefangen waren, unfähig, selbstlos zu lieben,

hat Gott den ersten Schritt gemacht und uns seine Liebe gezeigt, indem er uns einen Weg aus unserer Zwangslage eröffnet hat (siehe Röm 5,8). Christen können diese göttliche Tat beispielhaft in der Geschichte des Volkes Israel erkennen – und schließlich in Leben, Tod und Auferstehung Gottes geliebten Sohnes, an der wir alle durch die Gabe des Heiligen Geistes teilhaben können. Wenn wir uns von der Liebe Gottes ergreifen lassen, werden wir verwandelt. Dann können auch wir unseren Nächsten selbstlos lieben. Diese in ihrem Ursprung göttliche Liebe befähigt uns schließlich, so zu lieben wie Gott es tut, oder besser noch: Gott durch uns lieben zu lassen.

Was den Glauben angeht, sind die Dinge nicht so einfach. Glaube wird meist als eine Haltung des Gottvertrauens verstanden, die uns für wahr halten lässt, was Gott offenbart hat. Das erklärt vielleicht, warum Gott der Gegenstand unseres Glaubens ist, aber es hilft uns nicht zu verstehen, wie und warum Gott die Quelle des Glaubens ist. Glaubt Gott selbst, so wie er liebt? Und wenn dem nicht so ist, wie können wir dann sagen, dass der Glaube „ein göttliches Werk“ ist, das uns so an der göttlichen Natur teilhaben lässt, dass wir in gewissem Sinne wie Gott werden? Und auch wenn wir theoretisch behaupten, dass der Glaube ein Geschenk Gottes ist, so wird er faktisch doch fast immer als menschliche Haltung oder Handlung betrachtet („Du musst nur glauben“). Glaube als Geschenk und Glaube als menschliche Leistung stehen in der Regel unverbunden nebeneinander.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat das Grundproblem mit den Begrifflichkeiten zu tun, die wir verwenden, um für die christliche und biblische Botschaft Rechenschaft zu

geben. Als Menschen müssen wir uns zwangsläufig solcher Begrifflichkeiten bedienen. Wenn wir sie aber auf den Bereich des Göttlichen anwenden, sind sie nie völlig passend. Eine bestimmte Begrifflichkeit kann Aspekte der Offenbarung erhellen, andere wiederum verschleiern. Und sie kann uns sogar daran hindern, Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Seiten der einen Botschaft zu erkennen.

Darüber hinaus ist auch die Übersetzung ein Problem. Bereits die Übertragung aus dem Hebräischen ins Griechische bereitete Schwierigkeiten. Noch schlimmer war der Wechsel vom Griechischen zum Lateinischen und schließlich zu den modernen Sprachen. Das sieht man zum Beispiel im Fall von „Liebe“: Es gibt im Hebräischen kein Wort, um genau das auszudrücken, was die frühen Christen mit dem Wort *agape* meinten, mit dem sie den Kern ihrer Botschaft zusammenfassten. Und in der heutigen Welt ist das Wort „Liebe“ mit Bedeutungen besetzt, die von dem neutestamentlichen Sinn von *agape* weit entfernt sind.

Im Grunde genommen ist das sprachliche Problem nicht unüberwindbar. Sind wir uns seiner erst einmal bewusst, können wir es zu unserem Vorteil nutzen. Sobald wir erkennen, dass unsere menschlichen Worte nicht absolut sind, dass sie das übernatürliche Geheimnis nicht vollkommen treffend übersetzen können, sind wir in der Lage, die dahinter liegende Wirklichkeit klarer zu erfassen, die in und durch Worte zum Ausdruck kommen will. In diesem Unterfangen kann uns die mannigfaltige Bedeutung des biblischen Wortschatzes behilflich sein. Im Fall der christlichen Liebe zum Beispiel ist es bezeichnend, dass die ersten Jünger von allen griechischen Begriffen, die ihnen zur Verfügung standen, einen wählten,

der in der heidnischen Welt keine besondere Rolle spielte. Dadurch, dass er unbesetzt war, eignete er sich auf ideale Weise, neue Bedeutungen zu bekommen, die aus dem Leben Jesu und dem Nachdenken über sein Leben und seine Botschaft herrührten. Um den Sinngehalt von *agape* besser zu verstehen, müssen wir also bei dem Leben und der Lehre Christi ansetzen, und nicht bei der Verwendung des Wortes im Altgriechischen. Da die Botschaft Jesu auf der Offenbarung gründete, die dem Volk Israel gegeben und die in der hebräischen Bibel, unserem „Alten Testament“, verschriftlicht wurde, kann die Bedeutung von *agape* zudem durch die Untersuchung hebräischer Begriffe ergänzt werden: *chesed* („Freundlichkeit, Güte“), *chen* („Wohllöben, Gunst“) und *rachamim* („Erbarmen“). Zu verstehen, wie diese Begriffe in der Bibel vorkommen, hilft dabei, den allgemeinen, manchmal etwas abstrakten Begriff „Liebe“ zu konkretisieren.

Auf diesen Seiten werden wir auf ähnliche Weise den Begriff „Glauben“, im Griechischen *pistis*, klären. Wir werden untersuchen, wie dieses Wort und verwandte Begriffe im Neuen Testament benutzt werden, und entdecken, was sie mit dem hebräischen Gottesbild zu tun haben. Dadurch werden wir besser verstehen können, wie *pistis* im Leben Jesu wirkte, und wie er von Gott, durch Christus, an uns mitgeteilt wurde.

Gott ist *pistos*

Es wäre sinnvoll, nicht mit dem Nomen *pistis* oder dem Verb *pisteuo* zu beginnen, sondern dem zugehörigen Ad-

jektiv *pistos*. In den Gleichnissen Jesu beschreibt es häufig gute Diener (Mt 24,45; 25,21.23; Lk 12,42; 16,10) und in den neutestamentlichen Briefen wird das Wort auf christliche Amtsträger übertragen (Eph 1,1; 6,21; [Tychikus]; Kol 1,7 [Epaphras]; 1 Petr 5,12 [Silvanus]). Es bezeichnet jemanden, der verlässlich, vertrauenswürdig und treu ist; jemanden, bei dem man damit rechnen kann, dass er die Wünsche seines Arbeitgebers umsetzt. Aber es wird uns vielleicht überraschen, dass für die inspirierten Verfasser vor allem Gott derjenige ist, der *pistos* ist:

[Gott] wird euch auch festigen bis ans Ende, sodass ihr schuldlos dasteht am Tag Jesu, unseres Herrn. *Pistos* ist Gott, durch den ihr berufen worden seid zur Gemeinschaft mit seinem Sohn Jesus Christus, unserem Herrn. (1 Kor 1,8f)

Gott ist *pistos*. Er wird nicht zulassen, dass ihr über eure Kraft hinaus versucht werdet. (1 Kor 10,13)

Gott ist *pistos*. Er bürgt dafür, dass unser Wort euch gegenüber nicht Ja und Nein zugleich ist. (2 Kor 1,18)

Der Gott des Friedens heilige euch ganz und gar und bewahre euren Geist, eure Seele und euren Leib unversehrt, damit ihr ohne Tadel seid, wenn Jesus Christus, unser Herr, kommt. Gott, der euch beruft, ist *pistos*; er wird es tun. (1 Thess 5,23f)

Aber der Herr ist *pistos*; er wird euch Kraft geben und euch vor dem Bösen bewahren. (2 Thess 3,3; siehe auch 1 Joh 1,9; 1 Petr 4,19)

Das verlässlichste aller Wesen ist kein Geschöpf sondern der Schöpfer selbst, die Quelle von allem, der Eine

„bei dem es keine Veränderung und keine Verfinsterung gibt“ (Jak 1,17). Hier nähern wir uns dem Kern des Gottesbildes in der hebräischen Bibel. Der Begriff *pistis* entspricht im Hebräischen der semitischen Wurzel *aman*, aus der sich zwei Nomen ableiten: *ämunah* wird oft mit „Treue“ oder „Glaube“ übersetzt, und *ämät* mit „Treue“ oder „Wahrheit“. Auch der Ausruf *Amen!* („So ist es!“) leitet sich von diesem hebräischen Wort ab. Hinter all diesen Ausdrücken steht die Vorstellung einer Wirklichkeit, die fest, dauerhaft, beständig, und in ihrem Wesen unveränderlich ist. Der griechische Wahrheitsbegriff betont die rationale Dimension von Wahrheit, die Übereinstimmung der Sache mit dem Verstand (*adaequatio intellectus et rei*), und wurde so von der westlichen Kultur übernommen. Im Gegensatz dazu hielten die Semiten etwas für wahr, wenn es so war, wie es zu sein behauptete, nicht dahintrief wie Sand, sondern sich als absolut beständig und verlässlich erwies. In dem Fall ist das Gegenteil von Wahrheit nicht Irrtum, sondern eher Heuchelei oder Lüge. Man könnte hier auch das Adjektiv „echt“ benutzen; etwas, das wahrhaftig ist, was es ist. Natürlich ist das vor allem eine Eigenschaft des lebendigen Gottes, die sich im Bild des Felsens verdichtet:

Herr, du mein Fels, meine Burg, mein Retter,
 mein Gott, meine Feste, in der ich mich berge,
 mein Schild und sicheres Heil, meine Zuflucht. [...]
 Denn wer ist Gott als allein der Herr,
 wer ist ein Fels, wenn nicht unser Gott?
 Gott hat mich mit Kraft umgürtet,
 er führte mich auf einem Weg ohne Hindernis.
 (Ps 18,3.32f; siehe auch Ps 62; Ps 71,1-7)

In den Schriften ist es genau das, was Gott von allem anderen, besonders von den Menschen, unterscheidet:

Des Menschen Tage sind wie Gras,
 er blüht wie die Blume des Feldes.
 Fährt der Wind darüber, ist sie dahin;
 der Ort, wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr.
 Doch die Huld [*chesed*] des Herrn währt
 immer und ewig
 für alle, die ihn fürchten und ehren...
 (Ps 103, 15-17; siehe auch Jes 40, 6-8)

Kurz gesagt: „Gottes *ämunah* währt von Geschlecht zu Geschlecht“ (Ps 119,90; siehe auch Ps 90,1f)

Diese göttlichen Eigenschaften der Dauerhaftigkeit und Glaubwürdigkeit führen uns unmittelbar zum Begriff „Treue“. Hier ist es wichtig zu beachten, dass der biblische Gott in erster Linie sich selbst treu ist: Da Gott ganz er selbst bleibt, mit sich selbst übereinstimmt, verhält er sich natürlich genauso in all seinen Beziehungen nach außen. *Pistis/ämunah* als Treue oder Verlässlichkeit leitet sich also aus einer wesentlichen Eigenschaft göttlicher Identität ab. Im Gegensatz zu uns Menschen, die wir uns selbst nie voll und ganz besitzen und somit äußeren Einflüssen schutzlos ausgeliefert sind, ist Gott ganz einfach der, der er ist (siehe Ex 3,14: *ähejäh aschär ähejäh*), der bloße Akt des Seins, die ungeteilte Quelle seiner Taten und Entscheidungen:

Wenn wir *apistoi* sind,
 bleibt er doch *pistos*,
 denn er kann sich nicht selbst verleugnen.
 (2 Tim 2,13)

Die hebräische Bibel charakterisiert Gott mit dem Zwillingsausdruck *chäsäd we ämät* (Ex 34,6; Ps 86,15; 103,8 usw.). *Chäsäd*, oft mit „Güte“ übersetzt, beschreibt die Bereitschaft, aus sich herauszugehen und in Beziehung zu treten. *Ämät*, Wahrheit oder Treue, bringt zum

Ausdruck, dass Gottes Beziehungen von Dauer sind, da Gott sich immer gleichermaßen ganz besitzt und ganz gibt.

Diese Untersuchung des biblischen Hintergrundes unseres Glaubens(wort)schatzes führt zu einer vorläufigen Schlussfolgerung. Diese ist weitreichend und kommt vielleicht unerwartet. Es geht eigentlich nicht um eine Haltung oder Fähigkeit des Menschen, sondern um etwas, das seinem Wesen nach Gott allein zukommt. Genau genommen: Wir haben oder besitzen Glauben nicht. *Pistis* ist ein Geschenk Gottes. Und mehr noch: er ist eine Eigenschaft Gottes selbst. Einzig und allein die unveränderliche Quelle allen Seins besitzt die Festigkeit und Glaubwürdigkeit, um für völlige Sicherheit und Zuverlässigkeit sorgen zu können.

Den Schatz entdecken

Aber wo ist in alldem jene Wirklichkeit zu finden, die Christen meinen, wenn sie „Glaube“ sagen? Im Neuen Testament bezieht sich das Wort meistens auf einen Akt des Glaubens oder Vertrauens. Einfach gesagt: Diese verbreitete Bedeutung von *pistis* in christlicher Theologie ist das notwendige Resultat der ursprünglichen Bedeutung von Festigkeit und Verlässlichkeit. Wenn wir einer Wirklichkeit begegnen, die nach der oben erklärten Bedeutung *pistos* ist, fühlen wir uns, ohne groß darüber nachzudenken, zugleich zu ihr hingezogen und verlassen uns auf sie. Schon auf materieller Ebene suchen wir nach einem festen Grund, auf dem wir stehen können; wir las-

sen uns in einen gutgebauten Stuhl fallen. Und wichtiger noch: Wenn wir auf einen verlässlichen Menschen treffen, neigen wir dazu, uns diesem spontan anzuvertrauen. Mit der Zeit verlieren wir die Angst, enttäuscht oder betrogen zu werden; wir sind nicht mehr so wachsam, sondern vertrauen mehr. In einer Beziehung mit einem solchen Menschen oder einer Sache können wir uns gehen lassen und entspannen.

Hier sehen wir eine Parallele zwischen Glaube und Liebe, die oft nicht wahrgenommen wird. Wenn jemand uns wirklich liebt, uns so nimmt, wie wir sind, fühlen wir uns instinktiv dazu hingezogen, uns dieser Liebe zu öffnen. Dann können wir wiederum die Liebe dieses Menschen erwidern. Kurzum: Liebe erzeugt Liebe. Im Evangelium ist es Gottes bedingungslose Liebe, die er uns in Jesus Christus gezeigt hat und die den Kern unseres Wesens verwandelt, uns zu Menschen macht, die Gott lieben können und somit auch alle, die Gott uns auf unserem Weg begegnen lässt. Genauso erwacht ins uns das Bedürfnis zu vertrauen, wenn wir jemandem begegnen, der glaubwürdig, verlässlich und treu ist. Glaube als Akt des Vertrauens in ein vertrauenswürdigen Wesen ist also das gleiche wie uns von jemandem lieben zu lassen, der uns auch wirklich liebt. Um diese Parallele zu vervollständigen: Vertrauen sollte uns in Menschen verwandeln, die selbst vertrauenswürdig sind.

Pistis als Vertrauen, als „Glauben schenken“, nimmt seine Kraft also aus einem ursprünglichen Erscheinen von *pistis* als Beständigkeit und Verlässlichkeit. Wir fühlen uns von Natur aus zu jemandem oder etwas hingezogen, der oder das uns einen Raum anbietet, in dem unser

Herz ausruhen kann. Wenn wir das göttliche Geschenk des Glaubens zuallererst als eine Art eingegossene Kraft oder Fähigkeit begreifen, werden wir unausweichlich mit unlösbaren Fragen konfrontiert: Woher kommt dieses Geschenk? Warum besitzen einige Menschen es und andere nicht? Das Verständnis von Glaube als göttliches Geschenk sollte zunächst dort beginnen, wo Gott sich selbst in dieser Welt offenbart; in Ereignissen und Personen, die eine natürliche Anziehungskraft besitzen und einen sicheren Schutz bieten.

Funktioniert Glaube also automatisch? Ist es nicht offensichtlich, dass wir uns irren können in dem was wir glauben, und unser Vertrauen auf Menschen oder Dinge setzen, die eigentlich gar nicht vertrauenswürdig sind? Ohne Frage. Aber seine mögliche Sinnverdrehung setzt den Akt des Glaubens als solchen noch nicht außer Kraft; es wird dadurch lediglich aufgezeigt, dass göttliche Geschenke Menschen anvertraut sind, die nicht unfehlbar sind. So wie wir uns einbilden können, dass jemand uns liebt, wenn er oder sie uns eigentlich nur verführen will, können wir auch unser Vertrauen auf etwas setzen, das letztendlich trügerisch ist. Um es mit einem Gleichnis Jesu zu sagen (vgl. Mt 7,24-27): Wir können unser Haus auf Sand und nicht auf Fels bauen. Aber früher oder später, so verspricht uns Jesus, wird die Wahrheit der Sache ans Licht kommen: wahrer Glaube und wahre Liebe werden am Ende siegen.

Ein anderes Gleichnis Jesu benutzt ein weiteres Bild, um uns die Verbindung zu zeigen zwischen dem Erschei-

nen einer erwünschten Wirklichkeit und der Antwort des Menschen darauf:

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn aber wieder ein. Und in seiner Freude verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte den Acker. (Mt 13,44)

Dieses Gleichnis beschreibt, wie jemand etwas so Wertvolles entdeckt, dass es zu einer dramatischen Veränderung in seinem Verhalten führt. Sein Leben teilt sich in ein „Davor“ und ein „Danach“. Alles andere wird zweitrangig, verglichen mit der neuen Wirklichkeit, die er gefunden hat. Er verkauft sein ganzes Habe nicht aus einem Pflicht- oder Schuldgefühl heraus; ihm geht es einzig und allein um den Schatz. Die Freude, die er empfindet, ist der Widerhall dieses Schatzes in seinem Innern und erfüllt sein ganzes Wesen.

In der gleichen Weise führt die Entdeckung von etwas, das *pistos* ist, dazu, dieser Wirklichkeit zu glauben, *pistis* zu haben. Wir verlassen uns auf etwas Verlässliches; wir vertrauen dem, was vertrauenswürdig ist. Wohlgemerkt ist es auch hier möglich, sich zu irren. Was ein Schatz zu sein scheint, ist möglicherweise nicht *pistos*, glaubwürdig; statt echtem Gold ist es vielleicht nur etwas, das glänzt, aber keinen Wert hat. Ebenso kann jemand so geblendet sein, dass er als Schatz ansieht, was eigentlich nur Müll ist. Aber die Möglichkeit, getäuscht zu werden oder einen Fehler zu machen, ändert nichts an der Grundstruktur des Glaubens. *Pistis* als „Glauben schenken“ ist zunächst eine Antwort auf das, woran es wert ist zu glauben. Die wertvolle

Perle, einmal entdeckt, erweckt in uns eine Sehnsucht danach, sie zu besitzen.*

Was wir hier beschreiben, ist im Grunde die Logik des Kerygma, der Verkündigung des christlichen Glaubens. Es kommt in den ersten Worten Jesu im Markusevangelium zum Ausdruck, die als eine Art Zusammenfassung seiner Lehre dienen:

(Nachdem man Johannes ins Gefängnis geworfen hatte,) ging Jesus wieder nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium! (Mk 1,14f)

Jesus beginnt mit der Verkündigung einer „Frohen Botschaft“: Gott kommt hinein in diese Welt, in einer völlig neuen und beispiellosen Form. Das zu begreifen und ernstzunehmen führt zu einer *metanoia*, einer radikalen Veränderung der eigenen Einstellung, des eigenen Verhaltens. Angesichts der Versuchung, sich abzuwenden, drängt Jesus seine Zuhörer natürlich zu „glauben“ – und die Evangelien sind voll von diesem Ruf. Dennoch bleibt festzuhalten, dass der Glaube, auch wenn er sich an die In-

*Die Gleichnisse vom Schatz und der Perle beschreiben die Grundstruktur des Glaubens als eine Antwort auf den Einbruch des Göttlichen in das menschliche Dasein. Sie beschreiben allerdings nicht auf empirische und erschöpfende Weise, wie jemand zum Glauben kommt. Nicht alle erinnern sich an ein besonderes Ereignis, das sie als den Moment ausgeben können, in dem sie „den Schatz gefunden“ haben. Viele, die in einer christlichen Umgebung aufgewachsen sind, haben das Geschenk der Taufe vielleicht nach und nach angenommen. Andere, wie die Jünger auf dem Weg nach Emmaus (Lk 24), haben die wirkliche Bedeutung ihrer Entdeckungen vielleicht erst im Rückblick erkannt. Und wieder andere hatten wohlmöglich verschiedene, aufeinander folgende Bekehrungserfahrungen. Der Weg des Glaubens führt notwendigerweise zu einem besseren Verständnis der Botschaft des Evangeliums, zu einer Aufnahme dieser Botschaft, zu einer persönlichen Beziehung mit Christus, die das eigene Leben neu ausrichtet. Dieser lebensverändernde Vorgang muss aber nicht das Ergebnis eines einzelnen Augenblicks sein – und ist es gewöhnlich auch nicht.

telligenz des Menschen und seinen Willen wendet, seinen Ursprung nicht im Menschen selber hat. Er kann nur eine Antwort auf die Frohe Botschaft sein, auf die Entdeckung eines Schatzes, der schließlich das ganze Leben des Menschen umwälzt.

Mein Fels, meine Burg, mein Retter

Glaube beginnt also mit der Entdeckung, dass Gott der Fels ist, die eine absolute Wirklichkeit, die feststeht, wenn alles andere scheitert. Das Volk Israel ist nicht über Nacht zu dieser Überzeugung gelangt, sondern während seines jahrhundertelangen Unterwegseins, seltsamerweise vor allem in der Erfahrung seines eigenen Unglaubens. Ganz egal wie oft sie vom Weg abkamen oder den Sinn ihres Daseins als Volk vergaßen: Immer wurde ihnen ein neuer Anfang angeboten, der von außerhalb ihres Horizontes her kam. Gottes Treue zu seinem Volk fand meistens in Form von Vergebung ihren Ausdruck. Sie mussten erst mühsam lernen, ihr Vertrauen auf den „ewigen Gott“ zu setzen: „Er wird nicht müde und matt, unergründlich ist seine Einsicht“ (Jes 40,28). Ihre gesamte Existenz als Volk hing also von einer unsichtbaren, unverfügbaren Wirklichkeit ab. Auf diese Wirklichkeit zu vertrauen bedeutete, sich nicht von den oft trügerischen Erscheinungen der Welt irreführen zu lassen, in denen die Skrupellosen Erfolg zu haben scheinen, sondern sich einer letzten Rechtfertigung sicher zu sein:

Errege dich nicht über die Bösen,
wegen der Übeltäter ereifere dich nicht!

Denn sie verwelken schnell wie das Gras,
wie grünes Kraut verdorren sie.
Vertrau auf den Herrn und tu das Gute,
bleib wohnen im Land und bewahre Treue!
Der Herr festigt seine Schritte,
er hat Gefallen an seinem Weg.
Auch wenn er strauchelt, stürzt er nicht hin,
denn der Herr hält ihn fest an der Hand.
(Ps 37,1-3.23f)

Auf Gottes Beständigkeit zu bauen, lässt einen an dieser Beständigkeit teilhaben, standhaft und fest werden, inmitten der Unsicherheiten und Widrigkeiten des Lebens (siehe Ps 112,7f; 40,2; Jes 50,7).

Sich auf etwas Unsichtbares, nicht Greifbares zu stützen, fällt Menschen dennoch nicht leicht, es erscheint gar unmöglich. Wie jedes Volk brauchte auch Israel Ankerpunkte hier in der Welt, an denen es sein Vertrauen in den unsichtbaren Gott festmachen konnte. Besonders der Prophet Jesaja kümmerte sich um dieses Bedürfnis. Für ihn waren die Stadt Jerusalem, der Tempel und die davidische Königsdynastie Zeichen der ewigen Treue Gottes zu seinem Volk, die er ihm versprochen hatte:

Darum – so spricht Gott, der Herr:
Seht her, ich lege einen Grundstein in Zion,
einen harten und kostbaren Eckstein,
ein Fundament, das sicher und fest ist:
Wer glaubt, der braucht nicht zu fliehen.
(Jes 28,16)

Aber es kam der Tag, an dem Jerusalem und der Tempel zerstört wurden und der König ins Exil gehen musste. Die Gemeinschaft der Glaubenden hat diese beispiellose Krise irgendwann bewältigt, indem sie ihren Glauben in der Tora, dem von Gott offenbarten Wort, verwurzelte; und

in Bräuchen wie der Beschneidung oder der Einhaltung des Sabbat, die den Vorteil hatten, an keinen bestimmten Ort gebunden zu sein. Ein anderer Teil des Volkes hat noch eine andere Lösung gefunden; in einem Wanderprediger, der vor zweitausend Jahren in Galiläa auftrat und nach einer kurzen Zeit seines Wirkens in Jerusalem zum Tode verurteilt wurde: Jesus von Nazareth. Seine Jünger sahen in ihm nicht nur einen von Gott beseelten Mann, sondern die göttliche Gegenwart selbst, inmitten der Geschichte der Menschheit. Wenn Jesus tatsächlich die Menschwerdung des unsichtbaren Gottes ist, dann kommt in ihm die ganze Dialektik des Begriffs *pistis*, die wir untersucht haben, zum Ausdruck.

Der treue Zeuge

Wir haben erkannt, dass *pistis* in der Bibel zwei Seiten hat: Er bezieht sich erstens auf die Beständigkeit, die unübertroffen Gott zukommt, und besteht zweitens darin, in dieser Beständigkeit einen Halt zu suchen und zu finden. Es gilt beides: der unerschütterliche Fels und der Bau eines Hauses auf diesen Fels; Treue und Glaube. Es überrascht kaum, dass Jesus, ein glaubwürdiger Mensch und dennoch wahrhaft göttlich, uns diese beiden Ebenen auf vorbildliche Weise zeigt.

Beginnen wir mit der zweiten Ebene. Auch wenn das Neue Testament versichert, dass Jesus der „Urheber und Vollender der Glaubens“ (Hebr 12,2) ist, zögerten manche Theologe zu bestätigen, dass Jesus wirklich Glauben besaß. Denn damit verbanden sie eine geringere Gewiss-

heit als mit Kenntnis oder Wissen. Aus unserer Sicht stimmt das Gegenteil. Jesus lebt echtes Vertrauen vor, denn seine gesamte Existenz hat ihre Quelle nicht in sich selbst, sondern in einer Beziehung mit dem, den er „Abba“ nennt. Sein Glaube ist in Wirklichkeit größer als der jedes anderen menschlichen Wesens: In uns besteht Vertrauen unausweichlich neben der Unfähigkeit oder Weigerung, zu vertrauen (siehe Mk 9,24). Ein Teil von uns hält hartnäckig daran fest, dass wir besser als Gott wissen, was das Beste für uns ist. Jesus aber kennt solche Überheblichkeit nicht, sein Leben hat keine andere Bedeutung als die Wünsche seines Vaters immer wieder zu entdecken und in die Tat umzusetzen.

Das Johannesevangelium bringt diese Wahrheit am besten auf den Punkt: in den Titeln, mit denen Jesus Gott am liebsten anspricht: „der, der mich gesandt hat“ und „der Vater“. Die gesamte Identität Jesu besteht darin, der von Gott Gesandte zu sein, indem er sein Sohn ist. Von sich aus kann er nichts tun (Joh 5,19.30). Er sucht einzig nach dem Willen dessen, der ihn gesandt hat (5,30; 6,38), um seine Werke zu vollenden (10,37f). Das ist die Speise, die ihn weitergehen lässt (4,34). Er kam nicht von sich aus, in seinem eigenen Namen, sondern von Dem, der die Wahrheit ist (7,28; 5,43). Und somit sind seine Worte nicht seine eigenen, sondern die des Vaters, der allein wahr ist (7,16; 8,26.38; 12,49f; 14,24); in ihm vollendet der Vater seine Werke (14,10).

Die zweite Bedeutung von *pistis*, in der Quelle des Lebens verwurzelt zu sein und sich völlig auf sie zu verlassen, führt unmittelbar zum ersten Aspekt: Da Jesus nichts von sich aus tut, hat er teil an der Verlässlichkeit und Be-

ständigkeit des Einen, der ihn gesandt hat. Der Vater hat ihm alles anvertraut (Mt 11,27; Joh 3,35; 16,15). Von der Quelle seines Lebens (Joh 8,42; 10,36) empfängt er Leben (5,26; 6,57), die Vollmacht zu richten (5,22.27), und Ehre (8,54; 13,31f; 5,41.44). Und deshalb kann er sagen: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (14,9).

Diese Identität Jesu kann in dem Titel zusammengefasst werden, der gleich zu Beginn der Offenbarung des Johannes steht (1,5): Jesus ist *ho martys ho pistos*, der echte und treue Zeuge für den unsichtbaren Gott. Er ist durch und durch transparent, zeigt nicht auf sich selbst, sondern auf den Vater, mit dem er eins ist (siehe Joh 10,30; 14,10f). Gleichzeitig macht diese Klarheit ihn selbst absolut zuverlässig, vertrauenswürdig: die Strahlen der göttlichen Liebe scheinen durch ihn hindurch, ohne den Zusatz menschlicher Selbstsucht, die uns davon ablenken könnte.

Das Vertrauen Jesu in den Vater hat noch eine weitere Folge: Er sieht die Welt und ihre Bewohner nicht in ihrer innerweltlichen Erscheinung (siehe Joh 8,15f; 7,24), sondern wie ihr Schöpfer sie gemeint hat; seine Augen blicken hinter die Masken, auf das Wesentliche. Vor allem ordnet er die Menschen nicht verschiedenen Kategorien zu, sondern sieht in ihnen Männer und Frauen, die zur Freundschaft mit Gott und somit zur Freundschaft miteinander berufen sind. Jesus bringt jedem Vertrauen entgegen, da er das Beste in den Menschen sieht; für ihn sind sie alle Mitglieder der göttlichen Familie. In Zachäus sieht er nicht den betrügerischen Zöllner, sondern einen „Sohn Abrahams“ (Lk 19,1-10); in Levi, einem anderen Zöllner, einen Vertrauten (Mk 2,13f); in einer Frau mit schlechtem Ruf eine, die „viel Liebe gezeigt hat“ (Lk 7,36-50); in einer

armen Witwe eine Frau, die mehr als alle anderen gegeben hat (Mk 12,41-44). Das Vertrauen und die Hoffnung Jesu in Menschen stammt nicht etwa aus Naivität (siehe Joh 2,24f), wie seine scharfsichtige Analyse der Motive und des Verhaltens seiner Gegner zeigt (siehe z. B. Mt 23). Es stammt aus seiner vollen Zuversicht in die liebevollen Pläne Gottes, von denen er sicher ist, dass sie eintreten werden, was immer auch passiert.

Aus einem solchen Vertrauen zu leben ist alles andere als einfach. Im Licht des sogenannten Realismus betrachtet, kann eine solche Haltung nur zur Katastrophe führen, sicherlich nicht zum Erfolg im diesseitigen Verständnis. In der Hinsicht war das Leben Jesu nämlich alles andere als erfolgreich. Ein paar frühe Errungenschaften; begeisterte Menschenmengen, die lautstark oberflächliche Vorteile forderten und leicht ins Wanken gerieten, wenn es hart auf hart kam; gut aufgestellte Gegner, die in der Lage waren, die öffentliche Meinung zu beeinflussen... Die Geschichte Jesu hier auf Erden endet mit Verrat, Einsamkeit, Folter und einem entwürdigenden Tod. Nur der Glaube an einen Gott, dessen Torheit weiser war als die Weisheit der Menschen (1 Kor 1,25) ließ Jesus weitermachen. Dieser „nackte Glaube“ zeigt sich kurz vor seinem Tod, in Gethsemani (siehe Mt 26,36ff). In dem Moment hat Jesus keinen Ort, um sein Haupt niederzulegen. Ausruhen kann er sich nur im Willen des Vaters, den er noch nicht auszumachen vermag. Und schließlich hat er dort, allerdings nicht ohne inneren Kampf, wirklich Zuflucht gefunden – und den Mut, seinen Weg zu gehen. Damit hat er uns die tiefste Bedeutung von *pistis* gezeigt: es ist nicht etwas, das wir besitzen, sondern Gottes vollkommen verlässliche Vorsehung,

die nur einsehbar ist, wenn wir unsere eigenen Versuche aufgeben, selbst den Durchblick haben und unseren Weg bestimmen zu wollen. In seinem Leben und Sterben hat Jesus seinen Glauben direkt in die Mitte unseres Menschseins gesetzt. Und damit einen Weg zum Leben eröffnet, den wir alleine nie gefunden hätten.

Wir wandeln in *Pistis*

Da er das Absolute, Gott, so vollkommen durchscheinen lässt, wird Jesus in seinem Menschsein zur „Übersetzung“ des Absoluten. Deshalb überrascht es nicht, dass die, die ihm begegnen, in ihm den Träger einer Wirklichkeit sehen, mit der verglichen alles andere blass erscheint: „So etwas haben wir noch nie gesehen!“ (Mk 2,12).

Jesus ist also dieser „Schatz“, für den jemand alles verkauft, was er besitzt. Gewöhnliche Fischer, mitten in ihrer Arbeit überrascht, verlassen ihr Zuhause und ihre Familie, um Jesus nachzufolgen (Mk 1,16-20). Auch wenn sie noch keine Ahnung davon haben, wie es mit ihnen weiter geht, fühlen sie sich in seiner Nähe, auf dem Weg ins Ungewisse, sicherer, als in einem geregelten, selbstbestimmten Leben. Schritt für Schritt lernen sie, aus dem Vertrauen zu leben – im Vertrauen, dass ihr Lehrer ihnen Gottes großen Plan eröffnet, und dass sein Weg der Weg wahren Lebens ist (siehe Joh 14,6).

Das Vertrauen der Jünger wird tiefer durch zahlreiche Erprobungen, Zeiten des Unverständnisses und sogar Zweifel, gefolgt von Neuanfängen. Die härteste aller Proben ist ohne Frage seine Verhaftung, Verurteilung und

schließlich sein Tod, der sein Leben als völliges Scheitern zu definieren scheint. Der Glaube der Jünger endet hier scheinbar auf brutale Weise, führt zu ihrer „Zerstreuung“ (Mt 26,31.56; Joh 16,32) und Wiederaufnahme ihrer vorherigen Tätigkeit (siehe Joh 21,3). Wäre der Glaube eine rein menschliche Tätigkeit oder Haltung, wäre die Geschichte hier zuende. Von ihrem Glauben an Jesus wäre nicht viel übrig geblieben, gäbe es da nicht seine Treue, die wiederum in dem *pistis* des Vaters gründet, der unerschöpflichen Quelle des Lebens, das stärker ist als der Tod. Gottes Treue zu seinen lebenspendenden Plänen zeigt sich besonders darin, dass er seinen Sohn von den Toten erweckt. Das bedeutet, dass Jesus die, die ihm nachfolgen, in Wahrheit niemals verlässt, sondern bei ihnen bleibt „bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20). Nun kommt der *pistis*, den er ihnen immer wieder gelehrt und gezeigt hat, ganz zu sich selbst: durch diesen Glauben, der aus der Begegnung mit dem Auferstandenen zum Leben erwacht, leben sie in der Gewissheit seiner Gegenwart, auch wenn alles auf das Gegenteil hindeutet.

Wenn der Apostel Paulus von dem *pistis* spricht, durch den wir alle gerechtfertigt sind, mit anderen Worten in eine lebenspendende Beziehung mit Gott geführt werden, bezieht er sich in erster Linie nicht auf einen menschlichen Glaubensakt, als ob dieser ein wirksameres „Werk“ als jene des Judentums wäre. Er denkt an Gottes *pistis* (Röm 3,3), der sich uns im *pistis* Christi offenbart (Gal 2,16; 3,22; Röm 3,22; Phil 3,9), der wiederum unseren eigenen Glauben weckt und untermauert. In unseren Übersetzungen sind die nötigen Zwischentöne nicht immer hörbar. Zum Beispiel sagt Paulus in dem vielzitierten Text Gal 2,20

nicht „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes“, sondern „Ich lebe in dem Glauben des Sohnes Gottes“, mit anderen Worten: dem *pistis*, der Kennzeichen des Sohnes ist und von ihm her kommt, der ihm gehört. Paulus kann glauben und aus diesem Glauben leben, weil er von Christus ergriffen worden ist (Phil 3,12); sein früheres Selbst ist mit Christus gestorben und lebt jetzt in ihm (Gal 2,19). „An Christus glauben“ bedeutet, unsere menschlichen Gewissheiten hinter uns zu lassen und uns auf den Fels Christi zu stützen; es heißt aber auch, aus diesem Glauben leben zu können, weil wir „in Christus“ sind. Das ist eine sakramentale Logik, ganz anders als unsere menschliche lineare Logik: Wenn einerseits die Taufe ein konkreter Ausdruck unseres Glaubens ist, unser Ja zu Christus, dann gilt umso mehr, dass wir glauben können, weil wir getauft sind, mit anderen Worten: eingetaucht wurden in den göttlichen *pistis*. Gottes *pistis*, der sich in Jesus Christus durch den Heiligen Geist offenbart, steht an erster Stelle; nicht zeitlich, sondern dem Wesen nach: den Schatz mit seiner Anziehungskraft gibt es bereits bevor er gefunden, ja bevor er ersehnt werden kann. Erst später, als sie zurückschauen, wird den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus klar, dass der Auferstandene die ganze Zeit bei ihnen gewesen ist und ihnen das Herz in der Brust brannte, als sie unterwegs waren (Lk 24,32).

Und zu guter Letzt: Wenn wir uns auf Gottes in Christus offenbarten *pistis* verlassen, werden wir selbst zu Zeugen dieser einen Wirklichkeit, die bleibt, wenn alles andere scheitert (siehe Mk 13,31). Das zeigt sich sinnbildlich im Bekenntnis Petri (Mt 16,13-19): Als er in Jesus den Messias erkennt, erhält Simon einen neuen Namen:

„Fels“ (*Kephas*). Und er erhält ihn nicht nur für sich selbst, sondern als Sprecher der Gemeinschaft der Gläubigen, der Kirche. In dem Maß, in dem diese Gemeinschaft nicht nach ihren eigenen menschlichen Maßstäben lebt („Fleisch und Blut“), sondern indem sie der Anregung des göttlichen Geistes folgt, zeigt sie eine neue Lebensweise, die eine ganz neuartige Anziehungskraft hat. Im Leben einfacher Frauen und Männer, die durch Christus und sein Evangelium zusammengeführt wurden, entdecken Menschen den verborgenen Schatz, die kostbare Perle, den Fels, auf dem sie ein Leben bauen können, das dauerhaftes Glück verspricht. Wenn wir lernen, als Glaubende im *pistis* zu wandeln, und nicht als Schauende unserer eigenen Sicht zu folgen (vgl. 2 Kor 5,7), werden wir glaubwürdige Zeugen der Kraft und Schönheit göttlicher Liebe. In und durch unsere menschlichen Schwächen und Grenzen, tritt Gottes *pistis* in das Innerste der Menschheitsgeschichte ein und ermöglicht eine dauerhafte Verbundenheit in Raum und Zeit, ein gemeinschaftliches Leben, das niemals enttäuschen oder scheitern kann.

Übersetzung aus dem Englischen von Claudia Schwarz